

Harzer Volksstimme

(Halberstädter Tageblatt)

Organ der Sozialdemokratischen Partei für den Stadt- und Landkreis Wernigerode.

Bezirkspreis halbjährlich 1 Mark einschließlich Bruttogehalt bei Selbstabholung. Der Markt-Preis ist einschließlich Versand und zwar mit Rücksicht auf die Kosten der Post. Bestellungen werden in der Geschäftsstelle, von unseren Büren u. Agenturen entgegengenommen. Abnahme u. Bruttoabrechnung Sonntag 48. September 1924. Bezugsleiter: Zentrale des Sozialdemokratischen Partei, für Halle u. Umkreis: Postfach 100, für den übrigen Teil: Markt Wernigerode, für Wernigerode u. Umkreis: Markt Wernigerode, für den übrigen Teil: Markt Wernigerode, für Halle u. Umkreis: Postfach 100, für den übrigen Teil: Markt Wernigerode.

Anzeigenpreis: Die abgesetzene Zeilenbreite oder deren Raum für Anzeigen aus Stadt- und Landkreis Wernigerode 15 Pfennig, auswärts 20 Pfennig. Kleinanzeigen 40 Pfennig, auswärts 50 Pfennig. Abendsatz für die Nachtung vorliegende Seite 2 Mark. Für die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und an bestimmten Stellen kann eine Gebühr nicht übernommen werden. Anzeigen-Abnahme in der Geschäftsstelle Halberstadt, Sonntag 48. September Nr. 2310, Postfach 100 Wernigerode 4233 und Postfach 5110 Halberstadt (Seitenerwerb, Wernigerode, Burgstraße 7).

Nr. 210.

Donnerstag, 8. September 1927.

2. Jahrgang.

Völkerbundskrise in Genf.

Die Kleinen rebellieren gegen die Großen. — Der holländische Außenminister gibt das Zeichen. — Die Polen rücken mit ihrem Vorschlag heraus. — Chamberlain ist verstimmt. — Briand schiebt. — Stressemann fliegt nach Berlin.

Genf, 7. Sept. (Eig. Drahtm.)

Die allgemeine Aussprache der Völkerbundsversammlung begann am Dienstag nachmittag mit der Aufzählung des Vorliegenden, das bis zum Sonnabend zu Ende geführt werden soll. Ihre eigentliche Note erhielt die Debatte durch eine Rede des holländischen Außenministers. Er stellte einleitend die wichtigsten Arbeiten der Völkerbundsorgane im letzten Jahre und hob dabei die Bedeutung der Weltwirtschaftskonferenz hervor und prüfte dann die Kritik der letzten Zeit gegen den Völkerbund und führte dann wörtlich aus: „Wir müssen das Studium nicht des Protokolls in seinen Einzelheiten, aber der großen Grundzüge wieder aufnehmen, die seine Basis bilden. Besonders in den überlieferten Ländern muß sich eine immer härtere Stimmung für die Angelegenheit der Völkerbundsversammlung des Krieges geltend machen. Wir müssen uns alle fragen, ob nicht der Völkerbund an sich, die Idee im Artikel 15 des Völkerbundsstatutes auszuführen und den gescheiterten Krieg auszuführen, sowie den Angriffskrieg als internationales Verbrechen zu fixieren. Die obligatorische Rechtsprechung wird freilich dazu notwendig sein und auch das die Großmächte sich nicht länger absteifeln halten, wenn es gilt, entsprechende Verpflichtungen zu übernehmen. Wenn wir heute verfahren, die moralische Verantwortung überwälzen, so werden wir trotz aller vom Völkerbund vorgesehenen Garantien zu neuen Kriegen kommen. Die Haltung der Völker gegenüber dem Programm der moralischen Abrüstung ist auch für das Schicksal des Völkerbundes entscheidend.“

Währenddessen brachte der Redner zur Sicherheits- und Abrüstungsfrage folgende Resolution ein: „An der Überzeugung, daß ohne die Distinktion über das Genfer Protokoll von 1924 wiederherzustellen, es unmöglich ist, die Grundzüge dieses Protokolls neu zu formulieren und in der Erwägung, daß es von großer Bedeutung ist, daß die Völkerbundsversammlung die Arbeiten der vorbereitenden Abrüstungskommission fördert, beschließt die Versammlung, die Kommission mit dem Studium der Hauptprinzipien des Protokolls und mit den Schlussfolgerungen des Berichtes der vorbereitenden Abrüstungskommission zu beauftragen.“

Die Rede des holländischen Außenministers wurde mit ziemlich hartem, doch akzeptiertem Beifall aufgenommen. Am ihm beteiligte sich Chamberlain überhaupt nicht, was ja verständlich ist, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Rede hauptsächlich gegen England gerichtet ist und wohl auch die Gedanken Robert Cecil widerspiegelt. Die Rede hat mit einem Schlags die politische Lage vollkommen verändert. Diese Auffassung wird auch von der deutschen Delegation vertreten. Sie hat deshalb am Dienstag in vorbereiteter Absicht beschlossen, daß Stressemann, der im Anschluss nach Berlin fahren wollte, um an einer Kabinettsitzung teilzunehmen, vielleicht auch, um sich die Zustimmung der deutschnationalen Erfüllungspolitiker zu holen, nicht schon am kommenden Freitag, sondern erst zu Beginn der nächsten Woche nach Berlin abreisen soll. Stressemann wird das Kabinett telegraphisch bitten, den Kabinettsrat um einige Tage zu verschieben.

Stressemanns Meinung.

Berlin, 7. Sept. (Eig. Funken). Der Vertreter der „Täglichen Rundschau“ in Genf schreibt zur Rede des holländischen Außenministers: Diese Rede, die namentlich bei den kleineren Nationen, welche den Gedanken des Genfer Protokolls aufzunehmen, starken Beifall fand, bedeutet in der gegenwärtigen Situation eine Umkehrung der politischen Lage und ist geeignet, das größte Aufsehen hervorzurufen. Die Tendenz des holländischen Vorschlags läuft darauf hinaus, durch Wiederherstellung des Geistes des Genfer Protokolls den gesamten Komplex des Schiedsgerichtswesens und der Abrüstung und Sicherheitsfrage wieder in die allgemeine Diskussion zu werfen. Die Lage in Genf hat dadurch eine neue Zuspitzung erfahren.

Bestärkung in Paris.

Paris, 7. Sept. (Eig. Funken). Die Wälder veröffentlichten in großer Zustimmung die Nachrichten über die gestrige Völkerbundsversammlung und kommen ziemlich allgemein zu dem Schluss, daß der überlegende holländische Vorschlag einer indirekten Rückzug zum Genfer Protokoll Hand in Hand mit den politischen Vorschlägen eines allgemeinen Sicherheitspaktes den Beweis dafür zu liefern scheint, daß die Veris, die man von der gegenwärtigen Sitzung des Völkerbundes bereits nach dem Willen des Genfer Protokolls und Lord Robert Cecil befürchtete, nunmehr ausbrechen könnten. Stressemann spricht im „Matin“ ausserordentlich heftig über die zukünftige Entwicklung der Debatte nach der gestrigen Rede des holländischen Außenministers. Man habe den klaren Eindruck, daß sich in Genf eine große Anzahl kleinerer Staaten befinden, die den Mut haben, die Wahrheit zu sagen. „Ein hervorragender in Paris liegender Beobachter hat dem Korrespondenten erklärt: „Es ist unmöglich, das wir weiterhin nach Genf kommen, um uns jeden Tag zu fragen, was England nun wird.“

Am diesen Worten sei die ganze Krise des Völkerbundes enthalten.

Die kleinen Staaten seien nicht mehr geneigt, wie bisher ihre Wünsche dem Wunsche Englands und darüber hinaus den Vorkommnissen nachzugeben. Darauf sei die holländische und die polnische Initiative zurückzuführen. Das die polnische Initiative auf die Sympathie einer gewissen Anzahl von kleineren Staaten zählen könne, geht schon daraus hervor, daß sie dieselbe vor den Staaten der kleinen Gruppe, den baltischen Ländern und einer erheblichen Anzahl kleinerer Staaten entwickelt worden sei, ehe sie Briand vorgelegt wurde. Was Frankreich anbelangt, meint das „Recht Journal“, so werde die in Genf genommene Entscheidung

für Irland außerordentlich folgenreich

sein. Frankreich habe als erster das Protokoll und nachher auch die Locarnopakte unterzeichnet und damit seine Politik eng mit der Erfüllung der Schlichte und nach genauer Rücksichtnahme auf seine Pflichten und Verantwortung in die neue Entwicklung, die die Dinge in Genf zu nehmen scheinen, einfließen. Auch für Deutschland werde, wie der „Matin“ ausführt, die Entwicklung der Dinge folgenreich sein. Stressemann habe dies genau gefühlt. Er habe deshalb angefragt, er werde nach Berlin zurückkehren. Es werde sich in Berlin darum handeln, zu entscheiden, ob Deutschland sich weiterhin der Politik der Großmächte in Genf anschließen oder ob es die Zusammenarbeit zwischen Völkerbund und Hand in Hand mit den kleineren Staaten fortsetzen wird.

Alle Wälder kommen übereinstimmend zu dem Schluss, daß durch den holländischen und polnischen Vorschlag die Locarnopolitik einen schweren Stoß erhalten würde, falls es nicht gelingen sollte, die beiden Initiativen mit den Wünschen und Zielen der Locarnopolitik in Einklang zu bringen.

Kabinettsrat in Paris.

Paris, 7. Sept. (Eig. Funken). Der französische Kabinettsrat wird sich, wie aus Paris gemeldet wird, am Sonnabend unter dem Vorsitz des französischen Staatspräsidenten mit den Ereignissen in Genf beschäftigen.

Das polnische Projekt.

Eine Darlegung des polnischen Außenministers.

Warschau, 7. Sept. (Eig. Funken). Die Tatsache, daß das polnische Projekt für einen allgemeinen Sicherheitspakt, der auf der Völkerbundsversammlung vorgebracht werden sollte, von der französischen Presse vorgelegt wurde, hat das polnische Außenministe-

rium veranlaßt, sich über den Inhalt des polnischen Projekts offiziell zu äußern. Danach besteht der polnische Vorschlag darin, daß nicht nur die dem Völkerbund angeschlossenen Staaten, sondern auch die übrigen Länder eine gemeinsame Erklärung über die Vermeidung künftiger Kriege niedersetzen. Das polnische Projekt soll aus gewissenmaßen eine Ergänzung des Völkerbundsstatutes sein und die jedwede kriegerische Lösung irgendwelcher Konflikte allgemein ausschließen. Wie das polnische Außenministerium betont, ist der Pakt keineswegs gegen irgend einen Staat gerichtet, sondern soll nur dazu dienen, die Autorität und den Einfluß des Völkerbundes zu stärken.

Aus Genf wird gemeldet, daß die polnische Delegation am Dienstag ihren Vorschlag zur Erörterung der bestehenden Sicherheitspakte anlässlich ausgearbeitet hat. Er hat seine grundsätzlichen Punkte Chamberlain vorgelegt.

Chamberlain ist verstimmt und er schon am Freitag von den holländischen Delegierten in Genf, Sozial der Völkerbundsversammlung offiziell unterbreitet.

Chamberlain gefällt die Sache nicht.

Genf, 7. Sept. (Eig. Drahtm.) Der Dienstag-Nachmittag brachte u. a. einen allgemeinen Presseempfang des polnischen Kommissars in Danzig und einen Empfang der britischen Journalisten bei Chamberlain. Aus Mitteilungen Chamberlains war zu erfahren, daß ein sehr großes Interesse der Völkerbundsversammlung der polnischen Initiative der Sicherheitsfrage noch nicht vorliegt. Chamberlain verstand diese Feststellung mit der Mahnung, daß Polen die Garantien, die es bereits im Locarnovertrag besitzt, nicht selber entwerfen sollte, indem es diese immer als wertlos hinstellt.

Und Briand sinnt darauf, wie er die Sache umbiegen kann.

Paris, 7. Sept. (Eig. Drahtm.) Die Genfer Nachrichten, daß Briand bei Montag-Anhängern des polnischen Vorschlags erschienen, sind worden, sei, wird in der Presse scharf aufgenommen. „Paris-Eclair“ meint, es sei bekannt, wie schwierig es sei, zu wissen, was Briand denke, es sei aber möglich, daß er seine Ansicht der polnischen Initiative gegenüber geändert habe, nachdem es ihm gelungen sei, aus dem polnischen Entwurf alles herauszukitzeln, was entweder als Kapitulation Deutschlands oder als Spieß gegen Rußland angesehen werden könnte.

Ein Dilemma?

Es ist auch in diesem Falle in Genf, daß neben den öffentlichen Verhandlungen des Völkerbundes und der Völkerbundsversammlung vertrauliche Besprechungen der einzelnen Außenminister einhergehen. Stressemann hat den Reigen mit derartigen Erörterungen bald nach der Ankunft Briands in Genf eröffnet und dürfte dabei neben der Frage der Rheinabbelegung auch das von Polen erzielte Dilemma zur Erörterung gestellt haben. Von polnischer Seite demontiert man zwar vorläufig immer noch, daß ein solches Dilemma geordert wird, aber das ändert nichts daran, daß Polen seit Monaten auf eine härtere moralische Sicherung seiner Westgrenze hinarbeitet und sich dabei der Unterstützung maßgebender französischer Kreise erfreut. Auch die am Sonntag erfolgten Vorkesslungen des ständigen polnischen Vertreters in Genf bei Briand wie bei Chamberlain dürften mit der gekennzeichneten Forderung in engem Zusammenhang stehen.

Schon während der Verhandlungen in Locarno hat sich Polen bis zum letzten Tagegen bemüht, daß die deutsche West- und die deutsche Ostgrenze in verschiedener Weise behandelt wurden. Es mußte sich aber dem Willen der Großmächte fügen, wenn es nicht Gefahr laufen wollte, aus dem Locarnopakt überhaupt herauszuweichen. Man darf aber nicht vergessen, daß der Locarnopakt in einem sehr wichtigen Punkt für beide Grenzen Deutschlands identisch ist, nämlich insofern, als durch den Garantievertrag über die Westgrenze ebenso wie durch den deutsch-polnischen Locarnovertrag über die Ostgrenze in gleicher Weise ein bestimmtes trilateralisiertes Ziel und das heißt vom Standpunkt der anderen aus gesehen, ein militärischer Angriff Deutschlands, ausgeschlossen wird. Die unterschiedliche Behandlung beider Grenzen besteht vielmehr in der indirekten Anerkennung, daß die deutsch-polnische Grenze eine unüberwindliche Stabilisierung nicht verdient und der Weg zu einer Grenzänderung auf friedlichem Wege nicht verbaut werden darf.

Dieses Anerkennen in Verbindung mit einem unauflösbaren Dilemma gegen Deutschland hat in Polen den Wunsch nicht unterlassen lassen, eine direkte Bindung der Großmächte in Bezug auf die deutsch-polnische Grenze zu erzielen, wie sie für die deutsche Westgrenze besteht. Der jahrelange mühsame Kampf um die Auswirkung der Locarnoverträge im Polen hierbei zufallen; denn im Gegensatz zu dem Sinn des Locarnopakt, jede französische Beziehung um die Sicherheit Frankreichs ein für allemal zu be-

heben, gab es in Frankreich — und gibt es noch — eine Bindung der Chauvinisten und Militärs, die für jede Auswirkung des Locarnopakt eine deutsche Konzeption haben wollten, wobei diese Konzeption stets irgendwelche Schwächung oder Fesselung Deutschlands vorsehen soll, weil man eben in diesen Streifen immer in der französischen Angst um die „Sicherheit“ lebt. Bei allen solchen Vorhaben arbeitete Polen im Sinne des französischen Chauvinismus und machte zugleich, beispielsweise hinsichtlich der Zurückziehung der Interalliierten Militärkommission oder der Disjunktion des Geschäftsunter seiner eigenen Sicherheit geltend.

Aus der Ägitation der französischen Rechtspresse und der polnischen Zeitungen war schon seit Wochen zu entnehmen, daß Polen in der getrenntgeleiteten Richtung einen neuen größeren Vorstoß plante. Der Gedankengang war der gleiche, wie in allen früheren heranzogen Fällen. Statt die Rheinabänderung als selbstverständliche Folge von Locarno anzuerkennen, forderte diese Äkzians polnischer und französischer Chauvinisten wieder eine deutsche Gegenleistung zur Erhöhung ihrer durch die Räumung bedrohten Sicherheit, nämlich das „Dilemma“, das heißt eine Verankerung der Ostgrenze Deutschlands unter Garantie der anderen Mächte nach dem Vorbild des Garantievertrages über die Westgrenze; denn auch in den Projekten, die die deutsch-polnische Grenze nicht ausschließlich im Auge haben, handelt es sich doch im Grunde nur um die polnischen Schmerzen.

Im Genf hat Polen bereits damit begonnen, diesen Gedanken mehr oder weniger offiziell, je nach den Umständen auf Erfolg, zur Sprache zu bringen. Um die Sache schmackhafter zu machen, hat das polnische Projekt annehmend die Form eines „Nichtangriffspakt“ erhalten und eine ganze Reihe offizieller Staaten einbezogen. Auch das „Genfer Protokoll“ wird in diesem Zusammenhang genannt, ein vor Locarno liegender und durch Locarno erledigter Versuch des Aufschlusses eines Friedenspakt.

Es ist nicht ganz leicht, gegenüber diesem polnischen Vorstoß die richtige Haltung zu finden. Sowie ein polnischer Antrag nur auf die Friedensgarantien beschränkt, kann es grundsätzlich von Deutschland nicht bestritten werden. In der Annahme eines solchen neuen Friedenspaktes würde aber eine Herabsetzung der Locarnoverträge liegen, denn diese Verträge sollten ja im Osten wie im Westen den Krieg ausschließen. Eine solche Milderung des Wertes der Locarnoverträge ist für Deutschland sehr bedenklich, da es

ja in den Socarnerträgen die Basis für die Förderung der Aufhebung aller Sicherungsmaßnahmen wie der Rheinlandebesetzung liegt. Das jedoch weitergehende politische Wünsche, die die deutsch-französische Grenze nach gegen die feindliche Abwehrungsstellung unantastbar machen wollen, für Deutschland unannehmbar sind liegt auf der Hand. Man bei uns über diese Grenze denkt, haben erst in den letzten Wochen und Tagen die Ausführungen von Bibe und Solmann anlässlich der Interparlamentarischen Union in Paris gezeigt.

Die Deutschnationalen sind schuld

Sie verhindern die Räumung des Rheinlandes.

Paris, 6. Sept. (Eig. Draht). Der „Temps“ erklärt am Dienstag in einem Leitartikel, daß wenn man sich in Deutschland über die geringen bisherigen Erfolge der Zwangsproklamation der Schluß zum großen Teil auf die systematische Obstruktion der Deutschnationalen liege, welche die Aufgabe Stresemanns und die Lösung der zwischen Frankreich und Deutschland stehenden Fragen wesentlich erschweren. Das Blatt erinnert dann an verschiedene Manifestationen nationalistischer Führer in den letzten Wochen, so an die feierliche Rede des Generals von Werra in der Rede des deutschnationalen Ministers Koch in Straßburg zur Pfingstfeier, an die Besetzung eines Telegramms des Reichlers durch Max Müller in Wiesbaden und endlich an verschiedene Manifestationen des Bundesdeutschen Ordens, besonders in Ostpreußen. Das Blatt gibt zu, daß es sich da um Äußerungen einer Minderheit handele, aber diese Minderheit, die man ignorieren müsse, um dem Rheinland die Öffnung zu sichern, sei langsam im Begriffe, die öffentliche Meinung Deutschlands geistlich umzugestalten und zu beeinflussen. Wie sollte dies Frankreich nicht denken geben, wenn man außerdem noch feststellen müßte, daß die demokratische Partei in Deutschland es für ganz natürlich halte, wenn Hindenburg von Volz aus aus dem Kongressen Kuppel, dem wahren Organisator des Bedenkens der Wiederherstellung der Monarchie einen Besuch abstatte.

Somit steht jedenfalls fest, daß die Franzosen sich durch alle diese Dinge bedroht fühlen und deshalb sicherheitsshalber den Deutschen nicht weiter entgegenkommen als sie unbedingt müssen.

Drohungen des Zentrums.

Die Deutschnationalen und ihre Ziele.

Auf die unabweislichen Ausführungen des Reichstanzlers Marx in Dortmund zur Fragefrage hat die „Kreuzzeitung“ des Grafen Westphal 24 Stunden früher ebenso unabweislich und unversöhnlich im monarchistischen Sinne geantwortet. Der „Botschafterliche Dienst“ der Zentrumspartei bezeugt die Antwort als eine weitere „nationale Würdelosigkeit“ und stellt die Frage, ob die fortgesetzten Verhöhnungen und Beschimpfungen des nun einmal gegebenen nationalen Selbstbewusstseins nicht sogar „schändlicher und gefährlicher“ Verstoß auf den Ehrentempel und seine Einrichtungen darstellten. Zusammenfassend erklärt das offizielle Organ der Zentrumspartei dann: „Es bleibt schon dabei, was wir vor kurzem gesagt haben, daß wir uns diese Sprache auf keinen Fall länger gefallen lassen und daß wir von der verantwortlichen Leitung der Deutschnationalen eine Erklärung darüber fordern, ob sie dieses Verhalten ihrer führenden Presse billigen.“

Der Antikindungen sind es jetzt genug. Wann folgt endlich die Tat?

Untaugliche Mittel.

Was trachtet bei den Deutschen ein Teufel?

Der Preussische Kultusminister hat dem Professor Menzer von der Universität Halle anlässlich der von diesem gegen die republikanische Staatsform gehaltenen Rede sein letztes Befremden darüber ausgedrückt, daß er durch die Berechnung des Sinnes der Verfassungsfeier deren würdigen Verlauf unmöglich gemacht habe.

Wir hätten gerührt, daß der Preussische Kultusminister statt seiner Mißbilligung zu einer schärferen Mahnung geflohen wäre. Die Erfahrungen lehren doch, daß man bei Anhängern der Deutschnationalen Partei nur durch ganz strenge Maßnahmen zu einem Verstand. Der Versuch, hier durch moralische Einwirkungen irgend eine Besserung zu erzielen, ist von vornherein aussichtslos. Auch der Preussische Kultusminister hätte sich davon irgendwelchen überzeugen sollen.

Wie steht es mit den Beamtgehältern?

Zur Beratung über die finanziellen Auswirkungen der Beforderungsgesetze treten am kommenden Freitag die Finanzminister der Länder zusammen. Wie verlautet, wird vor allem Wapen, trotzdem es beim Finanzamt nicht sehr gut abgeschnitten hat, aus Anlaß der Beforderungsgesetze mit neuen Geldforderungen an das Reich herantraten. Das Reichsfinanzministerium muß sich auf eine förmliche Ansprache in der Finanzministerkonferenz gefaßt machen.

Die Besprechungen des Reichsfinanzministeriums mit den Spitzenorganisationen der Beamten wird nun endgültig auf Donnerstag verschoben werden.

Das Reichscabinet hat bis jetzt noch nicht zu den Beforderungsgesetzen des Reichsfinanzministers Stellung genommen. Was man also den Spitzenorganisationen vorlegen wird, hat noch lange nicht den Segen des Reichscabinet, in welchem die Einflüsse der Industrie und der höheren Beamten sehr wahrscheinlich stärker zur Geltung kommen werden, als das, soweit man hört, bei den Beforderungsgesetzen Dr. Köpfer der Fall war.

Verzögerung bei der Reichsbahn.

Einen merkwürdigen Ausgang nahmen die Schlichtungs-Verhandlungen zur Beilegung des Tarifstreits über die Diensttauererforderungen bei der Reichsbahn. Zur Überbrückung der Arbeitnehmer erklärte der Schlichter in seinem Schlichtungsbericht, die Schlichtungsformel habe sich für die Entscheidung des Streitfalls nicht für zu finden.

Was dann überhaupt die Richtung von Verhandlungen. Die Entscheidung über die Richtungsfrage konnte dem Schlichter bei einiger Anstrengung auch vorher kommen. Mit der Ernennung eines Schlichters kann doch auch die Frage der Zuständigkeit nicht entschieden werden. Die Klärung des Streits ist von neuem hinausgeschoben. Am Laufe des September soll weiter verhandelt werden. Es wird allmählich Zeit, daß diese ewigen Verhandlungen über die Diensttauererforderungen zu einem erträglichen Abschluß kommen.

Gegen die Schulreaktion.

Die Lehrer gegen das Reichsschulgesetz.

Nichts dürfte mehr geeignet sein, zu zeigen, wie falsch das geplante neue Reichsschulgesetz ist, als die Stimmen der Oberschicht, die sich immer lauter und dringender dagegen erheben. Sie protestieren gegen das neue Gesetz und lehnen es nicht ab, Hebrat, wo Schreiervereinigungen tagen, liegt auf der Tagesordnung das unfruchtliche Gesetz und überall findet man nur eine einstimmige Meinung: hinweg damit. Auch der Lehrereinsturm für den Landkreis Quedlinburg nahm in seiner Generalversammlung Stellung gegen das Gesetz. Er nahm eine Resolution folgenden Inhalts an:

Er steht in unersöhnlichem Gegensatz zur Reichsverfassung. Der Entwurf nimmt der Gemeinlehre die ihr verfassungsgemäß zugesicherte Stellung als Hauptform und macht sie zu einer Anhangschule. Er schafft eine neue Art der Bekanntheitsschule und Bekanntheitschule, die als Schulen der Kirchen und Bekanntheitsvereinigungen ihren staatlichen Charakter fast vollständig verlieren müssen. Der Entwurf gefährdet den Grund und Boden des Staates. Er nimmt die Entscheidung über die Errichtung der Schulen dem Staat und der Gesamtheit der Staatsbürger aus der Hand und überträgt sie in Wirklichkeit nicht den Erziehungsbehörden, sondern den Bekanntheits- und Bekanntheitsvereinigungen. Der Entwurf verzerrt dadurch und durch Übertragung der in der Verfassung vorgesehenen Schranke des geordneten Schulbetriebes die leistungsfähige, vollausgebildete Schullehre in zahllose kleine und leistungsschwache Schulen. Er vermehrt die Kosten, legt die Leistungserfordernisse jedem Schullehrer und jede Schulentwicklung und gefährdet dadurch die Bildungshöhe des heranwachsenden Geschlechtes. Der Entwurf gefährdet die berufliche Sicherheit und die staatsbürgerlichen Rechte der Lehrenden. Er schafft eine beständige Verunsicherung des Lehrenden in den Religionsunterricht. Der Entwurf nimmt der Schulpflicht des Artikels 174 für Kinder, in denen eine nach Befristungen nicht getrennte Schule gesetzlich besteht, ihre grundrechtlich-direktive Bedeutung und macht sie zu einer bloßen Übergangsbestimmung. Ein Reichsschulgesetz muß eine wort- und fingenauere Ausführung der Reichsverfassung sein. Dieser Reichsschulgesetzentwurf darf nicht Gesetz werden!

Auch der Lehrereinsturm für Osnabrück und Umgebung nahm Stellung zum Reichsschulgesetzentwurf. Er sah ebenfalls

eine Entschädigung, die der mit der vorigen inhaltlich übereinstimmend und noch besonders hervorzuheben, daß der neue Entwurf die Bildungshöhe des heranwachsenden Geschlechtes herabsetzt. Der Entwurf bringe auch nicht den notwendigen Schullehrern, sondern frage den Kampf bis in die kleinste Gemeinde, ja sogar in die Familie hinein.

Und so wie hier flammend über die Proteste der Lehrerschaft auf. Werden sich Reichsregierung und Reichstag noch diesen Warnungszwecken richten oder will man ungeachtet aller Warnungen die Schule dem Streik der Meinungen preisgeben, sehr zum Schaden der Bildungshöhe unserer Kinder und der kommenden Geschlechter.

Aufruf der Freidenker.

Der deutsche Arbeiterkampf droht eine Gefahr, welche unermessliche Folgen haben wird. Die Reaktion versucht ein Reichsschulgesetz in Kraft treten zu lassen, was einen katastrophalen Sonderausgleich darstellt. Nicht die höchsten Schulen, sondern die Schulen, welche von protestantischen Kindern besucht werden, sollen dem Einfluß der Kirche entzogen werden. Es bedeutet das nicht nur einen Rückschritt in der Erziehung der Kinder zu freien Menschen, sondern die Ausrottung soll und wird sein, einen Damm dem aufsteigenden Protestantismus entgegenzusetzen, eine faktuelle und geistliche Verfallung. Dem gilt es entgegenzutreten. Dieser reaktionäre Versuch muß pariert werden. Die untergeordnete Organisation muß deshalb zum Protest auf. Es sind in der Zeit vom 15. bis 27. September in allen Verammlungen Protestkommitees zu beschließen und diese an den Reichstag und das Reichsinnenministerium zu schicken. Ferner werden bis zum 18. September Unterfchriften gesammelt, um den Willen der Masse gegen dieses Schulgesetz zum Ausdruck zu bringen. Unterzeichneter Verband fordert alle freiheitlichen Deutschen auf, mitzuwirken, um so der Kulturreaktion entgegenzutreten. Der Entwurf ist zu bekämpfen, das zu erzielen, was die Reaktion verhindern will, nämlich den kulturellen Aufschwung der Erwerbstätigen zu sichern.

An die Arbeit und die Errichtung des Zieles ist sicher.

Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung.
Bezirk Magdeburg-Anhalt.

Lord Asquith-Oxford 75 Jahre alt.



Asquith

feiert am 12. September seinen 75. Geburtstag. Er war von 1908 bis 1916 Ministerpräsident von England. Erst vor wenigen Jahren hat Asquith die Führung der Liberalen im Unterhaus an Lloyd George abgegeben.

Englischer Gewerkschaftskongress

Protest gegen die konteraktive Politik.

Schönberg, 7. Sept. (Eig. Draht). Der in der jüngsten Rede des englischen Ministerpräsidenten Baldwin enthaltene Appell zum industriellen Frieden, auf welchen bereits Hids in der Eröffnungsrede des Kongresses hingewiesen hatte, stand auf dem Gewerkschaftskongress im Mittelpunkt der Vorkonferenzgespräche des zweiten Verhandlungsstages. Dem Kongress wurde von dem Führer der Transportarbeiter, Edwin, und dem Führer der Eisenbahner, Thomas, eine Resolution vorgelegt, die betont, daß kein Zeit der Beschränkung den industriellen Frieden dringender wünsche als die Arbeiterschaft. Das größte Hindernis dieses Friedens sei aber die von konteraktiver Regierung verfolgte Politik, insbesondere deren Angriff auf die Arbeitszeit und das Recht der Arbeiterschaft, sowie die Verlängerung der Arbeitszeit im Bergbau und endlich das Antigerichtsschulgesetz. Bedinglich die Abschaffung dieser Verfassungsgesetze könnte den Beweis liefern, daß Baldwin seinerzeit aufrecht Frieden wünsche, andernfalls er dem Lande Gelegenheiten geben müsse, an der Wahlurne das Urteil über seine Regierung auszusprechen. Nachdem Edwin und Thomas die Unschicklichkeit des Appells Baldwin, welcher im strengen Gegensatz zu den Verhältnissen stünde, an einer Reihe schlagender Beispiele nachgewiesen hatten, wurde die Resolution einstimmig angenommen.

Am Vormittag wurden bereits kommunalistische Vorkämpfe,

die bei der Erörterung der Reorganisations- und Zusammenlegung der Gewerkschaften gemacht wurden, mit großer Mehrheit abgelehnt. Nachmittags kam es trotzdem bei der Beratung der auf die kommunalistische Arbeiterbewegung bezüglichen Stelle des Berichtes des Generalsekretärs zu großen Auseinandersetzungen, an der sich maßgebende Führer der britischen Gewerkschaften beteiligten. Der Sekretär der Arbeiterbewegung, Pollitt, der als Delegierter der Reichsvereine an dem Kongress teilnahm, geißelte den Generalsekretär seines im Sinne gefaßten Berichtes, alle den Arbeitervereinigungen angeschlossen. Lokalen Gewerkschaften auszusprechen, an. In der Diskussion, die mit großer Leidenschaft geführt wurde, trat heftig die Einsicht in der gefährlichen Charakter der Gewerkschaftsorganisation zu Tage, die weitere rasige Fortschritte gemacht hat, so daß heute sämtliche verantwortlichen Führer der großen britischen Gewerkschaften den Trennungsfriede gegenüber den Kommunisten ebenso ablehnen wie die kommunistischen Kollegen. In der Schlußrede, mit welcher der radikale Präsident der britischen Bergarbeiter, Herbert Smith, gegen die Wirt-

derbewegung polemisierte und gegen jeden Versuch einer kommunistischen Einflusnahme sich wandte, ist bestimmt. Um wertwürdigen Gegenstand dieser Einflusnahme, Arbeit zu schaffen, sieht das deutsche Volk das Generalsekretär, hinsichtlich der anglo-russischen Gewerkschaftsbeziehungen der Entscheidung auszuweichen, würde sich die Diskussion im Laufe des Kongresses zweifellos dazu gezwungen werden.

Nationalisierung des Wohnungsbaues.

Die kommunale Vereinigung für das Wohnungswesen

hielt am Montag, den 5. September, eine Tagung in Stuttgart ab, an der auch das Präsidium und der Wohnungsausschuss des Deutschen Städtebundes teilnahmen. Der letztere teil sich vor allem mit der zukünftigen Finanzierung des kommunalen Wohnungsbaues befassen.

In der einleitenden Vermittlung hielt Ministerialrat Dr. Schmidt vom Reichsstatistikamt einen Vortrag über „Ziele und Wesen der Nationalisierung des Wohnungsbaues“. Die bisherigen Ergebnisse der Wohnungsbauarbeiten liefen einen Nettobetrag von mindestens 6000 Wohnungen im Reich erkennen. Da das durchschnittliche Jahresentkommen von 80 Prozent aller Erwerbstätigen höchstens 2000 bis 2400 Mark beträgt, für die Erwerbserwerb oder nur etwa ein Fünftel des Einkommens ausgenutzt werden dürfte, so müßten die heute noch fehlenden Wohnungen so gebaut werden, daß sie nur einen Mietaufwand von 400 bis 480 Mark erfordern. Die bisher übliche Herstellung von Neubauwohnungen fordere aber trotz der Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln einen Mietaufwand von 600 bis 800 Mark für eine Kleinwohnung. Sie entspräche daher absolut nicht den wirtschaftlichen Bedürfnissen und es sei dringend notwendig, die Wohnungen billiger als bisher zu bauen. Vor allem müßten die Bauverhältnisse in den größeren Städten zusammengefaßt werden, da der Seitenbau die Bautkosten hermindere. Hier könne jedoch als Vorbild dienen. Auch in den Bauverhältnissen lägen Möglichkeiten der Vereinfachung. Wenn es gelang, dem Baugewerbe durch den sogenannten Mietaufbau, für den die Verarbeiteten schon während des Winters in den Werkstätten erfolgen könnten, den Charakter des Saisongewerbes zu nehmen, so würde das von bevorzugen wirtschaftlicher Bedeutung sein. Die Nationalisierung im Baugewerbe hänge mit öffentlichen Fragen nicht unbedingt zusammen, sei vielmehr in erster Linie ein technisch-wirtschaftliches Problem. Endlich sei es nötig, die öffentlichen Wohnungsbehörden gleichmäßig und wirtschaftlich als bisher zu verteilen, damit die zu Freizeitschülern führende Hochkonjunktur andererseits aber wirtschaftliche Depression und Arbeitslosigkeit vermieden werden. Die Gemeinden müßten die Träger des Wohnungsbaues bleiben, um mit den ihnen zur Verfügung stehenden öffentlichen Mitteln den höchsten Zweck zu erzielen können.

Abschließend sprach Professor Dr. Front-Wien über Großstädte und Wohnungsbau unserer Zeit. Er forderte große Wohn- und kleine Spezieszimmer und Ausminderung der Wohn- und Schlafzimmer. Gegen diese Forderungen werde aber von den typifizierten Mietwohnungen vielfach verstoßen. Nationalisierung zur Umwandlung könnte auf dem Gebiete der Innenentwicklung und Innenentwicklung führen. Mit besonderer Schärfe wandte er sich gegen den Katerncharakter der Mietwohnungen und die vielfach fiktive Mechanisierung der bei vielen Wohnungen vorgefundenen Wohnbedingungen. — Im Anschluß an die Tagung wurde die Wohnungsausstellung des Deutschen Werkbundes befristigt.

Immer noch der Dynamit-Anflug.

Leipzig, 6. Sept. (Eig. Draht). Ein großer föderativer kommunalistischer Kongress begann am Dienstag vor dem Reichertrotten des Reichsgerichtes. Auf der Tagesordnung hat der Reichertrotten die Reichsregierung mit 9 Generalsekretären Calmbach und anderen Orten Platz genommen. Die Angelegenheiten werden befristigt, im September 1923 aus einem Aufhebungsprogramm in der Höhe von Calmbach ungefähr 180 Tausend Sprengstoff entnommen zu haben. Auch sollen 2 Angeklagte bei der Ausführung der Tat Schutzwallen bei sich gehabt haben. Die Angeklagten sind gefänglich. Sie waren damals von der militärischen Stellung der SPD beauftragt worden, Sprengstoff zu verschaffen. Die Entwertung des Sprengstoffes wurde durch Herrmann aus eigenen Händen aufgebracht. Die Verhandlung zu der mehrere Tausend Jünger geladen sind, wird nach 2 Tage dauern.

Die Kunst der Handfilet-Stopferei

führen wir in unserem Schaufenster praktisch vor!

Groß angelegter Sonderverkauf unserer Gardinen-Abteilung

Wir hoffen Ihnen durch diese Verkaufsveranstaltung Ihr Heim zu denkbar vorteilhaftesten Preisen neu auszugestalten. Wir zeigen auch in unseren Innenräumen die neuesten Erzeugnisse Vogelländischer Industrie in Stores, Bettdecken, Tischdecken, Gardinen-Borden usw.

Stores mit Handfilet 5.20 bis 2.65 **Handfilet-Stores**, arabifarbig 10.50 bis 7.90 **Ganzfilet-Stores** 23.75 bis 12.85

Filetborden f. Stores u. Ueberfälle 2.95 b. 2.45 **Büfett- u. Kredenzdecke**, ca. 1 Mtr. Durchm. 5.75 b. 4.65 **Tischdecke**, rund 7.25 b. 5.95 **Speisezimmerdecke**, groß 15.50 b. 9.75 **Eleg. Bettdecke**, 1 u. 2 bettig, m. reich. Handfilet 25.50 b. 13.75

P. Reichenbach

Bekanntmachung.
Bei der im Handelsregister unter B Nr. 68 beschriebenen Firma

Halberstädter Zageblatt,
Paul Weber, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, Halberstadt

ist heute eingetragener:
Durch Beschluß der Gesellschafterversammlung vom 12. Mai 1927 ist das Stammkapital auf 20000 Mtr. erhöht. Auch ist eine weitere Wänderung des Gesellschaftsvertrages erfolgt.

Halberstadt, den 3. September 1927.

Das Amtsgericht, Abt. 6.

Bekanntmachung.

Das Handelsregister A ist heute unter Nr. 1848 die Firma
Sezillwarenhans Klein-Benedig Hans Meyer,
Halberstadt

und als deren Inhaber der Kaufmann Hans Meyer in Halberstadt eingetragen.

Halberstadt, den 5. September 1927.

Das Amtsgericht, Abt. 6.

Zwangsversteigerung.

Im Wege der Zwangsvollstreckung soll am **10. November 1927, vormittags 9 Uhr** an der Gerichtsstelle (Peterson), Zimmer Nr. 7 versteigert werden die dem Ernst Wühl gehörige Hälfte des im Grundbuche von Halberstadt, Band 6, Blatt Nr. 202 eingetragenen Grundstückes am 21. Juli 1927, dem Tage der Eintragung des Versteigerungsvermerkes; der Kontext des Ernst Wühl in Halberstadt, zu 1a, die Eigentum des früheren Nadelwebers jehigen Grundstückes Nr. 1, A. Friedrich Wühl, Sophie geb. Schall in Halberstadt zu 1b, eingetragene Hausgrundstück Nr. 17 mit Vorraum und Nebengebäude, Gemarkung Halberstadt, Gartenblatt 70, Parzelle 70, 335 q groß, Grundsteuermerkmale Nr. 2190, Nutzungswert 908 Mtr., Gebäudesteuerrolle Nr. 2618, Halberstadt, den 30. August 1927.

Amtsgericht.

Zwangsversteigerung.

Im Wege der Zwangsvollstreckung soll am **3. November 1927, vormittags 9 Uhr** an der Gerichtsstelle (Peterson), Zimmer Nr. 7 versteigert werden das im Grundbuche von Halberstadt, Band 128, Blatt Nr. 3708 eingetragene Grundstück am 29. Juli 1927, dem Tage der Eintragung des Versteigerungsvermerkes; Die Witwe Wilhelmine Elisabeth Schumann in Halberstadt eingetragene Hausgrundstück Gartenweg Nr. 10 mit Vorraum und Gemarkung Halberstadt, Gartenblatt 62, Parzelle 88, 137 q groß, Grundsteuermerkmale Nr. 3780, Nutzungswert 970 Mtr., Gebäudesteuerrolle Nr. 583, Halberstadt, den 29. August 1927.

Amtsgericht.

Schlachthof-Freibank Donnerstag von 8 bis 10 Uhr
Schweinefleisch, roh und admett.

Johannis-Kirche
Geistliche Abend-Musik
des Singkreises Ascherlesche
Sonntag, 10. Septbr., abds. 6 Uhr.
2. bis 5-stimmige alte Choräle (Schall, Pratorius, Bach), Geistliche Volkslieder mit Instrumentalbesatz, Orgelwerke alter Meister (Bartelme, Böhm, Halls).
Chorleitung: Ad. Straube - Harleben,
Orgel: E. Schröter - Hall.
Eintritt frei! Eintritt frei!

Ein gigantisch bedeutendes Werk gibt Zeugnis von der Größe der
Lichtspielkunst
demnächst
Kammer-Lichtspiele
NB. Man lese die Ankündigung unter Veranstaltungen.

Wahrheitsgetreu

bestätige hiermit öffentlich, daß Herr C. Dolle, Magdeburg, Am Weinhof 17/18 in Zeit von 8 Wochen mit von meinem 40 lötigen Fein-, Wagen- und Kugelbleiben vollständig gelöst hat, was alle Bleih- und Silbererfolge waren. Ich kann wahrhaftig jedem Stehenden Herrn C. Dolle herzlich empfehlen. Galbe a. S. Hospitalstr. 6. geg.: Adolf Scholz.

Freim. Feuerweh.

Freim. Feuerweh.

Husten-Balsam-Magata

ein vorzügl. Heilmittel gegen Entzündungen der Atmungsorgane, Husten usw.

Su haben:

Rats-Apotheke.

Ein bedeutendes Werk der Lichtspielkunst

zeigen demnächst die
Kammer-Lichtspiele
NB. Man beachte die Besprechungen unter Film.

Kammer-Lichtspiele

HAUS

Große Waschkraft, Feinblasige Schaumbildung, Angenehmer Geruch, Restlose Durchdringung, Gründliche Reinigung der Gewebe. Befolgen Sie die Besätze der Waren-Beize. Das 50 gr. Stück mit 20 Lit. Sie fallen Sie an und verwenden **Naverma-Haus** Großhandels-G. m. b. H.

GASKOKS DER GUTE BRENNSTOFF

Lieferung ab Werk oder zur Lagerstelle in Säcken oder lose in jeder Menge

bestens bewährt für **Zimmeröfen und Zentralheizungen** - in 4 Körnungen -

Wir empfehlen, den Koksbedarf jetzt einzudecken, da in den Wintermonaten die Liefermöglichkeit beschränkt sein könnte.

Städt. Gaswerk

Fernruf Nr. 2061 und 2062.

Arbeiter, Angestellte, Beamte berücksichtigt bei Garen Einkäufen **unserer Inferenten!**

Photo-Kamm Die guten Photo-Arbeiten macht **Photo-Kamm**, Hoheweg 48

2x täglich Bildlieferung: 12 Uhr mittags, 6 Uhr abends

Vergrößerungen v. Strand- u. Badeaufnahmen m. a.

Freim. Feuerweh.

Wenigerdröder Angelegenheiten.

Wenigerdröde, 7. September.

Die Stadtchaft der Provinz Sachsen.

Von der Pressestelle der Provinzialverwaltung wird uns mitgeteilt:

Die Stadtchaft der Provinz Sachsen hat am 1. Dezember 1926 ihre Tätigkeit aufgenommen. Fast 1000 Anträge sind bisher eingegangen und mit ihnen werden Stadtchaftsbeschlüsse von etwa 10 Millionen Geldwert befreit. Wenn auch hierunter sicherlich eine ganze Anzahl Darlehensanträge sich befinden, die bereits anderweitig vergeblich Kredit nachgesucht haben und aus dem gleichen Grunde auch bei der Stadtchaft einen solchen nicht erhalten konnten, so bleibt doch die Zahl ein Beweis für den Kapitalmangel in noch den alten Hausbesitzes als insbesondere der sich anständig erhaltenden Häuser. Am zu bitten, ist auch die Stadtchaft nicht im Stande — dies ist gleich vorweg festzustellen — aber sie will zu ihrem Teile dazu beitragen, die Kreditnot zu lindern, indem sie langfristige Pfandbriefdarlehen durch Ausgabe von Godtsdianbriefen der Preussischen Zentralbank, die sie angeliehen hat, beschaffen. Hierin liegt der Hauptzweck der Stadtchaftsarbeit, daß sie nicht befristet sind und durch die Stadtchaft nicht gefährdet werden können, während dem Darlehensnehmer weitgehende Rechte für eine Rückzahlung gegeben sind und die Unkündbarkeit des Darlehens ihm die Kraft bei einer Erneuerung des Darlehens entziehen lassen. Die Tilgungsbeträge andererseits werden dem Darlehensnehmer ohne jeden Abzug und zusätzlich der durch die fortschreitende Tilgung erzielten Zinsen (sonst der Zinsen der Tilgungsumlage selbst laufend entzogen). Die Stadtchaft soll tatungsgemäß nur Wohnhäuser befreien. So erklärt es sich, daß von den eingegangenen Anträgen sich nur rund 350 mit einer Darlehenssumme von etwa 4 Millionen Geldwert als für die Stadtchaft geeignet erweisen. Die übrigen mußten zurückgegeben werden, weil sie Grundstücke betrafen, die entweder eine zu niedrigen Wertungswert ergaben, daß die Mindestwertungsgrenze (2000 RM.) nicht erreicht war oder besonders feuergefährliche Betriebe befreiten (Sägewerke, Mühlen) oder schließlich — und das war die Mehrheit — überwiegend gewerblich genutzte Räume (Geschäftslokale, Gasthöfe mit Kellern, Kinos, industrielle Betriebe). Diese letzteren sind natürlich Grundstücke für die Stadtchaft nicht geeignet, weil sie ihre Tätigkeit auf reine Wohnhausgrundstücke beschränken und, infolgedessen eine Liste ausfüllen, gerade die Nachfrage nach kleineren langfristigen Darlehen und auf Wohnhausgrundstücke, sowohl in großen wie in kleinen Städten als auch auf dem ländlichen Lande befriedigen soll.

Die Auslegung der Satzungsbestimmung (§ 8), daß Gebäude nicht befreit werden dürfen, soweit ihr Wert auf gewerblicher Nutzung beruht, gestatte manche Zweifelsfragen. Vorweg sei bemerkt, daß Häfen mit Zubehör nicht als gewerbliche Nutzung in diesem Sinne angesehen werden, sofern sie jederzeit vermietet erscheinen. Sie werden mit dem Ertrage angelegt, den sie jedem Besitzer nachteilig bringen.

Am übrigen liegt die Stadtchaft auf dem Standpunkt, daß nur industriell, fabrikmäßig und großgewerblich genutzte Gebäude von einer Befreiung ausgeschlossen sind. Sondern es um einen kleinen oder mittelgroßen Gewerbebetrieb, so lassen die gewerblich genutzten Teile in der Regel nur einen Bruchteil des Gesamtertrages dar und lassen, vorläufig bewertet, gegebenenfalls unter Ausschließen der rein gewerblich genutzten Räume, ein Darlehen in der sonst möglichen Höhe zu.

Bei großgewerblichen Betrieben und Industrien kleineren Umfanges müssen dagegen die gewerblich genutzten Teile für die Befreiung ausgeschlossen. Wird also dann nur das Wohnhausgrundstück befreit, so wird die erste Stelle des Grundstücks in der Regel nicht genügend ausgenutzt.

Diese Art Befreiung geht also bei der Stadtchaft leer aus.

Wesentlich verhält es sich mit landwirtschaftlichen Betrieben, die zu klein sind, um von der Befreiung befreit zu werden, (Bewässerung 90 Hektar kleinerer oder selbständige Kleinrentner; solche Grundstücke darf die Stadtchaft, inwieweit ihr Arbeitsgebiet

gegen die Stadtchaft abgrenzend, nicht befreien) und andererseits auch bei der Stadtchaft die erste Stelle im Grundbuche nicht ausgenutzt können, weil die Gebäude nur einen kleinen Teil des Wertes ausmachen und die Wertgegenstände nur dazu dienen können, die Wertungsgrenze des Wohnhausgrundstückes selbst zu erhöhen. Dem nur bebauten und in der Befreiung begriffene Grundstücke darf die Stadtchaft befreien.

Es wird zu erklären sein, ob und auf welche Weise sich in den vorerwähnten Fällen Erleichterungen schaffen lassen. Vorläufig läßt die Satzung ein weiteres Entgegenkommen nicht zu.

Die Mehrheit der interessierten Anträge betrifft Neubauten und, diese zu fördern, gehört zu den besonderen Aufgaben der Stadtchaft. Meist handelt es sich um Kleinwohnungsbauten und zwar weniger Reihenhäuser als Siedlungsbauten. In dieser Beziehung kommt sich die Tätigkeit der Stadtchaft in den großen staatspolitischen Rahmen der Siedlung ein.

Baugelder kann die Stadtchaft selber nicht gewähren, weil sie hierfür vorläufig weder eigene Mittel noch die vom Reich im Jahre 1926 für Wohnungsbauten bereitgestellten Zuschusskreditmittel zur Verfügung haben. Da andererseits die Baukosten eines Neubaus erst beginnen können und sollen, wenn die Baukosten sichergestellt sind, so hat sich die Stadtchaft einen Ersatz im Gestalt des „Neubauvorbehalts“ geschaffen. Durch diesen „Neubauvorbehalt“ erhalten der Bauwillige und die übrigen an der Finanzierung beteiligten Stellen (Baumeister, Hausinspektoren) die Gewährung, mit welchem Stadtchaftsbeschlusse überblicklich sie rechnen können, vorausgesetzt, daß der Neubau ohne schwebendes Zwang, entsprechend den eingetragenen Unterlagen, aufgeführt wird. Gleichzeitig ist dem Bauwilligen hierdurch die Möglichkeit gegeben, sich einen Zinsvorteil bei seiner Sparkasse oder Bank, nötigenfalls unter gleichzeitiger Bestellung einer Sicherungshypothek, zu beschaffen. Wie sich dieses Verfahren bewährt, wird sich erst überlegen lassen, sobald die endgültige Befreiung solcher Neubauten durchgeführt ist. Sind die Erfahrungen günstig, dann wird es sich empfehlen, auf diese Weise die Frage des Zuschusses durch möglichst breite Beteiligung der örtlichen Kreditinstitute zu lösen. Angesichts des für die nächsten Jahre vorgesehenen und notwendigen umfangreichen Bauprogramms werden Zuschüsse in erheblichem Umfange notwendig sein, die Stadtchaft aber für diese nur befreit darf eintriften können, wo solche durch die örtlichen Institute nicht zu beschaffen sind.

Eigene Mittel stehen der Stadtchaft vorläufig nicht zur Verfügung. Sie deckt die Geschäftskosten (sonst wie die auf die Pfandbriefdarlehen bis zum Verkauf der Pfandbriefe zu gehörenden Kosten) durch möglichst breite Beteiligung der örtlichen Kreditinstitute. Gleichzeitig stellt die Städtische Provinzialbank vorläufig die Kassen- und Büchungsarbeiten und bis zu den Unteren mehr. Zur diese Weise war es auch bisher möglich, mit einem verhältnismäßig kleinen Büro die erheblichen Einrichtungsarbeiten zu bewältigen und gleichzeitig die Darlehensanträge zu fördern. Zeitweilig gingen die Anträge allerdings in derartigen Weilen ein, daß Besprechungen nicht zu vermeiden waren. Die Stadtchaft muß aber vom Grund ausgehen, daß mit einem möglichst geringen Aufwand ein möglichst großer Erfolg erzielt wird, zumal die eigenen Einnahmen in der ersten Zeit nur langsam und spärlich fließen werden.

In welcher Weise sich das Befreiungsverfahren abspielt, soll in einem weiteren Aufsatz geschildert werden.

Landrentenkauf-Wahlen.

Die Wahlen zu den Ausschüssen der Landrentenkassen finden Anfang November statt; ihnen folgen unmittelbar auch die Wahlen zu den Vorständen der Kassen. Die Bedeutung dieser Wahlen ist früher von der Landrentenkassen nicht genügend gewürdigt worden. Die Folge davon war bei der Mehrheit der Landrentenkassen eine starke Beeinträchtigung der Leitung durch die Arbeitgeber. Kein Wunder, wenn die Leistungen dieser Kassen geringer waren als die der Ortsrentenkassen. Bei einem Teil der Landrentenkassen leidet

es beispielsweise an der Familienversicherung, bei einem andern Teil an anderen Einrichtungen, die bei den Ortsrentenkassen längst zum Segen der Versicherten geschaffen sind.

Die Zeit bis zum November muß deshalb von den Landrentenleitern in allen Teilen Deutschlands eifrig ausgenutzt werden. Vor allem gilt es, rechtzeitig nach geeigneten Kandidaten für die Wahlen im Anschluß und Vorhand der Ortsrentenkassen Umschau zu halten. Ferner ist notwendig, schon jetzt alle Mitglieder der Kassen anzupöhlen, daß sie im November ihr Wahlrecht ausüben und nur der Hilfe der freien Gewerkschaften, bzw. des Deutschen Landrentenverbands, ihre Stimme geben. Alles Nähere für die Wahlen ist von den Ortsausschüssen des DLRB. oder von den Kreisleitungen des Deutschen Landrentenverbands zu erfahren.

Die Errichtung von Wohnheimen für Landrentner. Auf eine kleine Anfrage über die Verwendung von Staatsmitteln zur verstärkten Förderung des Baues von Landrentnerwohnungen, antwortet der Minister für Volkswohlfahrt, daß diese Mittel auch für die Errichtung von Wohnheimen und den Umbau vorhandener Wohngebäude zu Wohnheimen für deutsche Landrentner Verwendung finden.

Briefposten für Chile vorrätig. Nach einer Mitteilung aus Buenos Aires sind bei einem Eisenbahnpostamt nach der Station Atapalca in der Provinz Mendoza am 7. Juli mehrere Briefposten aus Deutschland für Chile durch Feuer völlig vernichtet worden, und zwar von Hamburg 1 für Santiago (4 Säcke), für Valparaiso (3 Säcke), für Valdivia und Concepcion (je 1 Sack); von München 1 für Santiago und Valparaiso (je 1 Sack); von Frankfurt (Main) 1 für Santiago und Valparaiso (je 3 Säcke). Die Posten sind im dem Dampfer Guano Gele am 8. Juli in Buenos Aires eingetroffen. Da dieses Schiff am 16. Juni Buenos verlassen hat, kann es sich bei den verlorebenen Posten nur um Briefschaften handeln, die in der Zeit vom 10. bis 14. Juni früh in Deutschland aufgegeben worden sind.

Die Zulassungsbefreiung der Zahnmediziner zur Krankeisenkassenprüfung. Zunächst ist bisher die Zulassung vertreten worden, daß Zahnmediziner, die vor Einführung einer staatlichen Prüfung für Zahnmediziner in Preußen, also ohne Prüfung, zur Krankeisenkassenprüfung zugelassen werden, nur solange als zulassungsfähig im Sinne des § 123 RVO. angesehen werden. Da dieses Schiff am 16. Juni Buenos verlassen hat, kann es sich bei den verlorebenen Posten nur um Briefschaften handeln, die in der Zeit vom 10. bis 14. Juni früh in Deutschland aufgegeben worden sind.

Die Zulassungsbefreiung der Zahnmediziner zur Krankeisenkassenprüfung. Zunächst ist bisher die Zulassung vertreten worden, daß Zahnmediziner, die vor Einführung einer staatlichen Prüfung für Zahnmediziner in Preußen, also ohne Prüfung, zur Krankeisenkassenprüfung zugelassen werden, nur solange als zulassungsfähig im Sinne des § 123 RVO. angesehen werden. Da dieses Schiff am 16. Juni Buenos verlassen hat, kann es sich bei den verlorebenen Posten nur um Briefschaften handeln, die in der Zeit vom 10. bis 14. Juni früh in Deutschland aufgegeben worden sind.

Wenn die Nachbarin staunt
daß Ihnen Ihr Kuchen immer gut gerät, so erzählen Sie ihr, daß Sie nur mit Dr. Oetker's Backpulver, „Backlin“, nach dem schönen Oetker-Rezept backen. Solch guter Rat wird sich belohnen. Zahlreiche neue Anweisungen zum Backen bietet Ihnen das neue farbige illustrierte Oetker-Rezeptbuch, Ausgabe F.
Sie lesen darin auch Näheres über ein wirklich Backpulver, „Backlin“, mit dem Sie auf kleiner Gasocherflamme backen, sparen und kosten können. Es kostet für 15 Pfg. in allen Haushalten erhältlich, wenn verpackt, freien Versandung von Marken von
Dr. August Oetker, Bielefeld.

Der Maurerstudent.

Roman von Erdmann Graef.

29. Fortsetzung.
„Das war Bergsols seine Tochter — mit der Sie da vorhin handelt!“ sagte Krummacher ernst.
„Ja und?“
„Ich hoffe immer, daß ich sie für Frau bekomme!“
„Wenn sie aber einen anderen liebt?“
„Dann kann ich nicht machen — aber dann soll er sie auch heiraten. Kapitän macht, so'n schöner Mädchen, der jäh' nich. Wenn's bloß dadurch rauskommt, dann schlag ich jedem die Knochen entzwei — er war auch je!“
„Ansehen, Fritz!“
Das war der Ton aus der Müllertüte, und Krummacher konnte nicht widerstehen.
„Erstens —“ sagte Müllin, „wenn Sie mir die Strophen gerufen wollten, würde es nicht so einfach gehen — ich glaube, ich werde immer noch mit Ihnen fertig! Zweitens: Ob an Ihrer Stelle würde mich auch so handeln — obwohl wir gar kein Recht dazu hätten. Drittens aber: Für einen Schuß haben Sie mich doch nie gehalten — warum denn jetzt auf einmal? Ich will Bizzie als Frau haben, aber Sie hat mir eben gesagt, daß sie sich jetzt nicht entscheiden kann.“
„Hat sie das?“ lieber Krummachers Gesicht ging plötzlich ein Leuchten.
Willy sah es mit Bedrüb. Aber in einer Aufwallung von Mitleid sagte er: „Tropfen — ich sage Ihnen das eh'lich — haben Sie wenig Hoffnung!“
„Weniglich —“ no sie nur bei der Schwefelstein — so kommt sie zu einer anderen Ansicht.“
„Weniglich —“ aber ich hoffe es nicht!“
„Für mich ist sie die richtige — für Sie nicht.“
„Aun, sie wird ja wählen!“
Krummacher schweigend ließ neben Willy her wie einer, der noch ein Hoffnungswort erwartet.
„Ich hab übrigens erst heute erfahren, daß Sie das Mädchen lieben —“
„Hat sie Ihnen das gesagt?“
„Ja — und auch den Grund!“

„Ach weiß!“ Ein schmerzliches Jucken ging über Krummachers Gesicht. „Bon Muttern kann ich nicht lassen!“
Willy sah ihn mitteilend an. „Fritze — Sie sind immer ein guter Kerl zu mir gewesen — glauben Sie mir also, wenn ich Ihnen sage, daß mich ein hartes Treuegefühl gegen Sie verpflichtet. Nichts wäre mir quälender, als Schuld zu haben, daß ich Ihnen Schmerz mache. Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, daß Sie Bergsols Tochter lieben, wäre ich Ihnen nie in die Quere gekommen. Doch nun ist's mal geschehen.“
„Aber Sie könnten doch mit anderen haben!“
„Das sagen alle, aber das ist nicht richtig — nur ich allein — nach Ihren Opfern — kann beurteilen, wie hoch Bizzie für mich steht.“
„Dann weiß ich ja auch, was ist!“
„Ja — es ist notwendig, daß Sie das wissen!“
Krummacher wachte sich die Augen trocken, hatte plötzlich seine Fassung wiedergewonnen. „Ach, hoch Sie doch richtig verstanden?“
„Ja — genau das, was Sie jetzt denken, ist der Fall!“
„Dann mücht ich Bizzie nicht mehr zur Frau haben.“
„Das hab ich mir gleich gedacht!“
„Aber — Herr Aufst — wenn Sie sie nie eh'lich machen, dann schlag ich Ihnen mit'n Spaten über'n Kopf!“
„Wie Bizzie und ich uns verhalten müssen — das geht uns beide nur an — keinen Dritten — verstanden?“
„Doch — ihr beiden Herzen aus die Oberlicht — ihr kommt und macht unsre Mädchen kaputt — das ist schon immer so gewesen!“
„Ach, bin nichts Besseres als Sie — mill auch nichts Besseres sein. Wenn Sie mich bevorzugt, haben Sie abseits zu gehen.“
Krummacher spuckte plötzlich aus. „Hab ich's nötig, mich wegen solcher Person umgibtlich zu machen — ins Gefängnis zu kommen.“
„Ne — Fritz Krummacher — das haben Sie nicht. Heiraten Sie ein Mädchen mit Ihren Anschauungen — ein braves, unschuldiges Mädchen — diese Person, die Bizzie ich liebe, die Müllertüte für Sie — sie steht zu hoch über Ihnen!“
„Die?“
„Ja — die! Sie kämpft nämlich nicht für Moralanschauung, sondern für Menschenum!“
„Quatsch!“ sagte Krummacher, wandte sich kurz ab und ging mit höhnlichem Aufsehen davon.

Bierundzwanzigstes Kapitel.

So niedergeschlagen wie an jenem Sonntag war Willy noch nie gewesen. Die Luftpumpe mit Krummacher sprach an seinem Herzen, denn er wußte ja, wie hoch es diesem gutmütigen Burgen getan. Aber der merkwürdige Witzling, den ihm Bizzie gegeben, machte ihm selbst unglücklich.
Doch da war noch etwas: Der Brief Brigitte's an Bizzie. Auch er erfüllte ihn mit Unruhe, jeht galt es, bis auf den Grund zu gehen, ihre Absichten zu erkennen, um — den eigenen Weg gehen zu können.
So schrieb er ihr einen Brief, nur ein paar Zeilen.
„Brigitte — ich muß Sie dringend sprechen — wann kann ich Sie in den Abendstunden allein antreffen?“
Drei Tage später erhielt er Antwort: „Ach werde jeden Abend im sieben Uhr am Bahnhof Babesberg eine Viertelstunde warten!“
Am nächsten Tage fuhr er hinaus. Diese kurze Bahnfahrt — sie schien ihm plötzlich etwas Befonderes in der Stimmung, die ihm erfüllte — eine weite Reise ins Unbekannte. Nun trat ihn eine andere starke Kraft meet, rief ihn einem Ziele zu, wo vielleicht...
Aber in diese Abenteuerlichkeit seines Denkens drängte etwas Hartes, Entschlossenes hinein. Er hörte sich die Worte sagen: „Zimmern Sie doch Ihr eigenes Leben — wie konnten Sie es mögen, diesen Brief zu schreiben!“
„Ja, eine Feindseligkeit gegen Brigitte erfüllte ihn jeht.
Aber da war nun dieser leidliche Vorfall, dieser blaue Schimmer in dem feinen Geiß der Birken am Bahndamm — diese Lichter in fernem Säusenden, dieses röhrende Fundebell, diese kleinen, einsamen Bahnhöfe, und endlich die Stille und Verlassenheit der letzten Station, auf der er aufstieg.
Die wenigen Mitreisenden hatten sich bald verstaun, nun stand er allein vor dem Bahnhofgebäude, hörte die Dampfröhre, den Wind durch die Baumkrone freischn...
Und trugte sich, nach der Unruhe der letzten halben Stunde: „Was ist denn? Es kommt mir doch nur darauf an, Bizzie nicht verwirren zu lassen! Rein — auch zu wissen, warum Brigitte ihr geschrieben!“
(Fortsetzung folgt.)

Der Abend

Nr. 36.

Donnerstag, den 8. September 1927.

9. Jahrgang.

Bolek.

Novelle von Magim Gorki.

Einer meiner Bekannten erzählte mir eines schönen Tages die nachfolgende Geschichte:

Als ich in Moskau studierte, wohnte ich einmal mit einer von „jenen“ — na, du verstehst schon — auf einem Flur zusammen. Sie war eine Polin und hieß Teresa. Ich wohnte in einer Dachstube, und ihre Tür lag der meinigen gerade gegenüber. Wenn ich wußte, daß sie zu Hause war, machte ich meine Tür am liebsten gar nicht auf. Zuweilen traf ich sie auf der Treppe oder im Hof, und mehr als einmal sah ich sie betrunken, mit glühenden Augen, zerzaust, geradezu widerwärtig grinseend. In solchen Fällen pflegte sie mich anzureden:

„Guten Tag, Herr Student, wie gehts Ihnen?“ Sie ließ dabei ein solches Lachen hören, daß meine Abneigung von ihr noch steigerte.

Eines Tages nun, — ich lag noch halb angekleidet auf meinem Bett und suchte gerade nach einem Vorwand, um die Vorlesung zu schwänzen — öffnete sich plötzlich die Tür und diese abscheuliche Teresa rief mit ihrem Paß von der Schwelle her in mein Stübchen hinein:

„Guten Tag, Herr Student, wie gehts Ihnen?“

„Was ist Ihnen gefällig?“ fragte ich sie, ich sehe sie dabei an und bemerke einen befangenen, gleichsam bittenden Zug in ihrem Gesicht.

„Seh'n Sie, Herr . . . Ich möchte Sie um etwas bitten . . . Tun Sie mir doch den Gefallen!“

Ich liege schweigend da und denke bei mir: „Spitzbübini! Das ist ein Attentat auf meine Tugend.“

„Ich muß nämlich 'nen Brief in meine Heimat schicken . . .“ fuhr sie fort und ihre Worte klangen so stehend, leiseschüchtern.

„Und den soll ich Ihnen aufsehen?“ . . . „Meinetwegen,“ dachte ich, „hol' dich der Teufel!“

Ich erhob mich, setzte mich an den Tisch, nahm einen Briefbogen und sagte:

„Kommen Sie nur herein — setzen Sie sich dahin und diktieren Sie mir!“

Sie nahm fast ängstlich auf dem Stuhle Platz, nach dem ich wies, und sah mich mit schuldbewusster Miene an.

„An wen soll denn der Brief gehen?“ fragte ich.

„An Herrn Poleslaw Kasput, in der Stadt Swanzjann wohnhaft, mit der Warschauer Bahn . . .“

„Was soll ich schreiben? Legen Sie los . . .“

„Mein lieber Bolek! Mein Herz! Mein trauter Geliebter! Möge die Mutter Gottes Dich beschützen! Du mein goldenes Herz, warum hast Du schon so lange nicht an Dein Täubchen Teresa geschrieben, die sich doch so nach dir sehnt . . .“

Ich wäre am liebsten in helles Gelächter ausgebrochen. Dieses „sehnsüchtige Täubchen“ von fast zwei Meter Höhe, mit der zehnpfüßigen Riesenfaust und dem schwarzen Schornsteinfegergesicht, machte mir einen Heidenpaß.

„Wer ist denn dieser Bogdan?“ fragte ich mit Mühe an mich haltend.

„Bolek, Herr Student, nicht Bogdan!“ versetzte sie, scheinbar beleidigt darüber, daß ich den ihr so teuren Namen verdrehte. „Es ist mein Bräutigam . . .“

„Ihr Bräutigam?“

„Gewiß doch! Wundert das Sie so, Herr? Bin ich nicht ein junges Mädchen? Kann ich nicht 'nen Bräutigam haben?“

„Gewiß doch,“ sagte ich, „kann alles vorkommen. Wie lange ist er denn schon Ihr Bräutigam?“

„Seit sechs Jahren fast . . .“

„So, so!“ dachte ich bei mir.

Wir schrieben nun den Brief — einen so hübschen und gefühlvollen Brief, daß ich am liebsten selbst an Stelle dieses Bolek gewesen wäre, wenn eine andere, als das Hünenweib da vor mir ihn mich gerichtet hätte.

„Herzlichen Dank, Herr, für die Freundlichkeit,“ sagte Teresa.

„Nein, ich danke ergebenst . . .“

„Wenn der Herr mal ein Hemd oder eine Hose auszubessern hat . . .“

Ich fühlte, daß dieses Mastodon im Unterrod mich zum Erröten brachte und erklärte, daß ich seiner Dienste nicht benötigte.

Sie empfahl sich und ging.

Vierzehn Tage waren vergangen. Es war Abend. Ich siße an Fenster und pfeife vor mich hin. Da kreischt die Tür in den Angeln — Gott sei Dank, es kommt jemand!

„Guten Abend, der Herr sind wohl sehr beschäftigt?“

Teresa. Hm. . . .

„Beschäftigt? Das gerade nicht. Weshalb?“

„Ich hätt' den Herrn sonst gebeten, mir noch 'nen Brief zu schreiben . . .“

„So — wieder an Bolek?“

„Nein, diesmal von Bolek . . .“

„Wa—as?“

„Ach, ich dummes Frauenzimmer hab' mich falsch ausgedrückt, Herr, entschuldigen Sie, diesmal nämlich soll der Brief nicht für mich sein, sondern für meine Freundin — das heißt, nicht für 'ne Freundin, sondern für 'nen Bekannten . . . Er schreibt nämlich nicht selber . . . und er hat 'ne Braut, die so heißt wie ich, Teresa . . . Also vielleicht schreiben Sie Herr, 'nen Brief an diese Teresa?“

Ich sehe sie an, sie ist ganz verwirrt, ihre Hände zittern, und ihr Blick irrt unruhig hin und her. Ich glaube, ihre Absichten zu erraten.

„Ich will Ihnen was sagen, Verehrte,“ fahre ich auf sie los — „es gibt gar keinen Bolek und gar keine Teresa, das haben Sie sich alles aus den Fingern gesogen! Und was mich anbetrifft, so lassen Sie mich ungeschoren, ich will Ihre Bekanntschaft nicht . . .“

Sie erschrat förmlich, als ich sie so anherrschte, und verzog die Lippen in komischer Weise, als ob sie etwas sagen wollte, und es nicht herausbringen konnte.

„Aber, Herr Student,“ begann sie — und plötzlich mit einer abweisenden Handbewegung, machte sie kehrt und ging zur Tür hinaus. Ich blieb mit einem sehr peinlichen Gefühl in der Seele zurück. Ich hörte, wie sie die Tür ihres Zimmers laut zuschlug, — sie war offenbar sehr aufgebracht über mich.

Ich überlegte einen Augenblick und entschloß mich, zu ihr hinüber zu gehen. Willst sie zurückrufen, dachte ich, und alles schreiben, was sie verlangt.

Ich trat in ihr Zimmer, und sah sie am Tische sitzen, den Ellbogen aufgestützt, den Kopf in den Händen.

„Hören Sie doch mal,“ begann ich verlegen.

Sie war aufgesprungen, und schritt mit blühenden Augen auf mich zu. Sie legte mir ihre großen Hände auf die Schultern und begann zu flüstern — oder vielmehr mit ihrer Paßstimme zu brummen:

„Na, was ist denn nu Großes? Was? Es gibt gar keinen Bolek, nein, doch . . . Und auch keine andere Teresa gibt's . . . Was kann Ihnen denn aber dran liegen? Wird's Ihnen gar so schwer, mir die paar Zeilen zu schreiben? Ach, Sie . . . Noch dazu so'n hübscher, blonder Junge! Weber 'nen Bolek gibt's, noch 'ne Teresa — und ich ganz allein bin da. Na, und was schadt's denn schließlich?“

„Erlauben Sie,“ versetzte ich ein wenig verblüfft, durch diesen Empfang — „was heißt das, es gibt keinen Bolek?“

„Und eine Teresa — gibt's auch nicht?“

„Auch 'ne Teresa gibt's nicht, außer mir.“

Ich sah sie groß an, und suchte sie zu begreifen, wer von uns beiden denn von Sinnen war. Sie trat wieder an den Tisch heran, frante dort eine Weile in der Schulade und kam dann zurück.

„Wenn's Ihnen schon so viel Mühe gemacht hat, an Bolek zu schreiben, dann nehmen Sie hier Ihren Brief zurück. Ich werd' schon andere Leute finden, die mir 'nen Brief an ihn schreiben!“

Sie reichte mir ein beschriebenes Blatt. Ich sehe — es ist der Brief, den ich an Bolek geschrieben habe.

„Hören Sie, Teresa,“ sagte ich, „was bedeutet das alles? Warum sollen Ihnen andere Leute schreiben, wenn Sie den Brief, den ich Ihnen schrieb, nicht einmal abgeschickt haben?“

„Den Brief an Bolek? Aber es gibt ja keinen Bolek!“

Die Sache wird mir immer rätselhafter. Will sie mich zum Narren halten? Am besten, ich lasse sie laufen und gehe meiner Wege. Doch ich sollte nicht länger im Unklaren bleiben.

„Gibt's keinen Bolek — schön! Dann gibt's eben keinen,“ fuhr sie in gekränktem Tone fort. „Ich will aber, daß es einen gibt. Bin ich denn nicht ein Mensch, wie alle andern? Freilich, ich weiß nicht. Aber es hat doch kein Mensch 'nen Schaden davon, daß ich ihm schreibe . . .“

„Erlauben Sie mal — wem denn?“

„Herr du meine Güte, dem Bolek!“

„Den es garnicht gibt?“

„Jesus Maria, was schadt's denn? Es gibt keinen Bolek, schön — und doch gibt's wieder einen! Ich schreib' doch an ihn . . . das kommt doch schließlich darauf hinaus, daß er wirklich da ist! Und die Teresa — die bin ich selber, und er antwortet mir, und ich schreib' ihm wieder . . .“

Nun erst ward mir alles klar . . . und ich hatte ein so schmerzliches, peinliches Gefühl: auf demselben Hausflur, nur drei Schritte von mir entfernt, lebte ein Menschenkind, das niemanden auf der weiten Welt hatte, der ihm liebevoll, herzlich, freundschaftlich begegnet wäre, und dieses Menschenkind war darauf verfallen, sich einen Freund zu — erfinden!

„Sie haben mir, sehen Sie, diesen Brief an Bolek geschrieben, und ich hab' mir ihn von jemand anders vorlesen lassen, und wenn man ihn mir vorliest, dann hör' ich zu, und denke, daß es wirklich einen Bolek gibt. Und ich hab' Sie dann, mir auch 'nen Brief von Bolek an Teresa zu schreiben, das heißt eben — an mich zu schreiben. Und wenn man mir solch 'nen Brief schreibt und vorlesen wollte, wär' ich schon ganz überzeugt, daß es 'nen Bolek gibt. Und das Leben wär' mir dann um so viel leichter . . .“

Nun war's also heraus. Eine ganz merkwürdige Geschichte! . . . Ich schrieb von jetzt an regelmäßig in jeder Woche zwei Briefe, einen von Teresa an Bolek und einen als Antwort von Bolek an Teresa. Namentlich diese Antworten sagte ich sehr schön ab. Wenn ich sie Teresa vorlas, hörte sie zu und schluchzte — ein merkwürdiges Schluchzen, im tiefen Saß. Und dafür, daß ich ihr durch meine Briefe an den Bolek ihrer Phantasie diese Tränen entlockte, stopfte sie mir dann die Pöcher in meinen Hemden und Strümpfen.

Drei Monate etwa nach dieser Geschichte sperrte man sie wegen irgendeiner Kleinigkeit ins Gefängnis — seitdem ist sie wahrscheinlich ganz verkommen.

Mit besonderer Erlaubnis des Malik-Verlages, Berlin, der die gesamten Werke von Maxim Gorki herausgibt, dem Sammelbande „Die Holzflößer“ entnommen. Preis in Ganzleinen gebunden M. 5.)

Der Herr aus dem Publikum.

Von Alfred Polgar.

Im großen Saal des Berghotels — auf dem Podium, wo sonst die Musikkapelle sitzt — gab der Zauberkünstler Camillo eine Vorstellung. Er ließ Karten verschwinden, goß Wasser aus der leeren Flasche, drückte mit der Hand auf den Bauch, worauf ihm ein Ei aus dem Munde sprang und immer noch eines (nach jedem Ei gackerte der Zauberer), knüpfte Knoten ins Taschentuch, zog es dann durch die hohle Faust, und da hatte das Tuch gar keine Knoten mehr. Er könne übrigens, sagte Camillo, irgend einem Herrn aus dem Publikum dahin bringen, seine geheimsten Gedanken zu verlesen; während er zauberte, sprach der Künstler immerzu. Auch war er wichtig, zum Beispiel erzählte er, daß ihm schon mancher eine große Summe geboten habe, damit er ihn lehre, wie man die Frau, eins, zwei, drei, verschwinden mache — denn das könne er lehren —, aber seine eigene Frau habe ihm das Kunststück als unmoralisch verboten. Hierbei wies er auf seine Assistentin, die ihm schalkhaft mit dem Finger drohte und immer „ecco“ sagte, obgleich sie Miß Ellnor Goodwyn hieß und aus Prag war.

Die Zuschauer, in großer Abendtoilette, applaudierten. Sie waren milde, legten keine Maßstäbe an, hörten leuseelig zu wie Erwachsene dem Kinde zuhören, das ein Gedicht aufsagt. Sommer, Land, Ferien . . . Da zieht man gern auch zum großen Kleid den primitiven Menschen an und läßt sich geistig in schlichtere Zonen herab.

Frau Stein klatschte übertrieben lebhaft Beifall, Herr Stein warf ein süßes Auge auf die Rothhaarige am Nebentisch, die des Bersfers nicht achtete. „Emil“, sagte Frau Stein, „tausche den Platz mit mir.“ „Gern, mein Kind“, antwortete Emil und streifte

die Lebensgefährtin mit einem tief verheirateten Blick. Mit einem verwundeten Hirschkolb Ach Gott, ist das überhaupt ein Leben, dieses Leben?

Darf ich jetzt einen Herrn aus dem Publikum bitten, sich herauszubemühen? Er wird der Frau Gemahlin wieder unbefädigt zurückgestellt, rief der Mann von der Estrade. Die Herren, an die er sich mit einladender Geste wandte, zögerten. „Ellnor, sprich du!“ „Ecco!“ sagte Ellnor, „es tut ja nicht weh. Vielleicht ist der Herr dort so freundlich, der mit den blonden Locken.“ Dabei zeigte sie auf Herrn Stein, der sein kurzes Haar a la brosse trug und schon eine kleine Glaze hatte.

Alle blickten nach dem Errötenden. „Nur Mut!“ sagte der Zauberer. Die Dame am Nebentisch aber lachte und rief spöttisch: „Bravo!“ Da ergriff es Emil wie den Ritter Delorges in der Schillerischen Ballade vom Handschuh und trug ihn auf das Podium.

Als er oben stand, das Gesicht von einem verzweifelten Lächeln gespalten, applaudierte die ganze Halle. Unwillkürlich verbeugte sich der arme Herr aus dem Publikum, der Applaus wurde stärker, Emil verbeugte sich wieder. Hierbei legte er die Hand aufs Herz, um das klopfende zu beruhigen und diese Gebärde wurde seine Rettung. Denn die Leute nahmen sie als Selbstironie, als lustiges Eingehen des Herrn da oben auf den Spaß, der mit ihm getrieben ward, und aus ihrem Beifall wich die Farbe des Hohns. Er klang jetzt mit einem Mal freundlich, sympathisierend, machte Herrn Stein Mut, Mut zu haben. So kam es, daß sein Geist die Schwere überstand, ja sich geradezu von der Erde hob, eben als Frau Stein in sie, vor Scham über den lächerlichen Gatten versinken wollte. Dieses erste öffentliche Auftreten Emils geriet zur großen Viertelstunde seines Lebens. Er wurde da aus einem Niemand, der er Zeit seiner Ehe gewesen, ein Jemand. Er stand im Mittelpunkt und die Welt ward rund um ihn. Alle militante Frechheit, die seine Seele während zwanzig Jahren in geheimnis Kammern hatte verdrängen müssen, brach aus ihren Schlupfwinkeln vor und parierte sieghaft die Anklagen des Zauberers. Wie ihm das gefiel, sich einmal coram publico nichts gefallen zu lassen! Fülle nie gesprochenen Widerspruchs, die in ihm steckte und steckte, löste sich, stieg ihm auf die Lippe und zu Kopf, versetzte ihn in eine Art herrlicher, rauschhafter Trunkenheit. Oh, seltenes Glück, er kämpfte, er wehrte sich, er schlug zurück, er machte lächerlich, die ihn lächerlich machen wollten. Das schmeckte, sich von allen Frauen angesehen zu wissen und sie alle geradewegs anzuschauen; er, der sonst nicht einmal eine andrängen durfte, und dem niemals auch nur ein Blickchen erwidert wurde!

Als Herr Stein abtrat vom Podium, gab es Ovationen für den Helden des Abends. Auch seine Frau, obgleich ihr das Ganze unheimlich und bedrohlich vorkam, konnte nicht anders, als auf ihn stolz sein, da er sich wieder mit dem Gesicht zur Rothhaarigen setzte, die neugierig-freudlich herüber sah, sagte sie: „Emil, tausche den Platz mit mir.“ „Wozu denn“, erwiderte Herr Stein, „wir sitzen sehr gut so, wie wir sitzen . . .“ Da schwieg die Frau betroffen, denn sie fühlte, daß eine höhere Gewalt die Zunge lenkte, die so sprach und wartete lieber, bis diese Gewalt sich verzogen hätte.

Nun, da mußte sie nicht lange warten. Der Zauberkünstler war mit seinen Produktionen fertig, auf der Estrade nahm wieder die Musikkapelle Platz, es wurde getanzt, und kein Mensch sah mehr nach Herrn Stein. Er war aufgestiegen zu einem kurzen Leuchten, und wieder untergetaucht in Nacht und Dunkel. Aber wer einmal vom Ruhm gekostet hat und vom Glück des Sich-Ausleben-Dürfens und vom Beifall und von der Seligkeit des Sterbens im Mittelpunkt, der findet nicht mehr so leicht zurück an die Peripherie, in der man ein Punkt ist unter Punkten. Deshalb nahm Herr Stein das Zauberer-Paar beiseite. „Morgen veranstalten Sie einen Abend im Palace-Hotel, wie ich auf dem Plakat gelesen habe. Ich werde dort sein. Nehmen Sie bitte diese 20 M. Wenn Sie einen Herrn aus dem Publikum brauchen, so . . .“ „Ich kann mir keinen besseren Partner wünschen“, sagte der Künstler und „Ecco!“ sagte Ellnor Goodwyn. Ein Glück, daß Emil Geschäftsmann ist und „zu tun hat.“ Er würde sonst dem Doktor Camillo nachziehen auf seiner Tour, von Sommerfrische zu Sommerfrische, durch alle Provinzen, und ein Vagabund werden, zu keiner bürgerlicher Arbeit mehr fähig. Denn dieser Camillo ist ein Zauberer, und er lügt nicht, wenn er sagt, daß er seinen Herrn aus dem Publikum dahin zu bringen wisse, seine geheimsten Gedanken zu offenbaren, und daß man bei ihm die Kunst erlernen könne, eins, zwei, drei, die eigene Frau verschwinden zu machen.

Für ein Viertelstündchen zumindest.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Ernst Rowohlt Berlin, dem Buche „Orchester von oben“ von Alfred Polgar entnommen.)

Der Fremdenlegionär.

Novelle von Carl Decker.

Ratternd sprang der schwere Wagen an, der braune Posten grinste blöde — die verbläuten blau-weiß-roten Grenzpfähle huschten vorüber — laufend glitt das französische Automobil auf der Wiesbadener Chaussee. —

Corporal Willmers, vom Mleme regiment d'étrangers biß die Zähne zusammen. Auch heute wieder diese ewigen Fragen, ob er nicht auch ein Boche sei. Weil er blond war —? Drüben in Marokko waren sie nicht so neugierig gewesen. Vor dem Krieg. Da war er der Amerikaner Willmers — und wollte es sein. —

Krampfhaft zwang er den Blick auf das helle Band der Landstraße. Fest umklammerten seine Hände das Steuerrad. — Wie er dieses Land haßte. — Die grünen Wiesen, die Wälder — dieses Land — Deutschland. —

Eine Frau ging am Wegrand und wich ängstlich zurück, als das blau-graue Automobil vorüberpreschte. — Ein paar Früchte rollten durch die Bewegung aus dem Korb, den sie am Arme trug.

Dem Corporal war ein Gedanke durch den Kopf geflucht. Mit hastiger Geberde riß er die Bremse zurück. — Knirschend schleiften die Räder. — Er bog sich weit aus dem Wagen — sah nach der Frau, — die vor Furcht ergriffen, schreiend querselbein lief. Mit höhnischem Lachen ließ der Corporal den Wagen anfahren.

Aber die Begierde, durch den Anblick der Frau geweckt, blieb wach. Der Franzose griff nach der bauchigen Feldflasche. In langen Zügen trank er den roten „pinard“. Wie es ihn quälte, wie es brauhte vor seinen Ohren — es tanzte und stimmerte vor seinem Blick. „Eh, — merde alers —“

In seinen Augen bligte es auf. Dort vorne — noch weit, ging ein Mädchen — ein Mädchen mit weißem Fleisch und heißen Schenkeln —

Wie rasend hämmerte der Motor des Wagens — das Steuerrad zitterte — Ober waren es die Hände —?

Und dann kaufte der Wagen an dem Mädchen vorüber — 10—15 Schritte noch — Willmers sprang aus dem Auto . . .

Sein gieriger Blick glitt über die kaum Bierzehnjährige, die mit zögernden langsamen Schritten näher kam. Scheu hob sie das blonde Köpfchen mit dem ängstlichen Gesicht.

Der Corporal stuchte. — Eine Erinnerung stieg auf, — lange, lange war es nun her — als er —

Sacre nom de dieu — fort mit dem Gedanken. Hier war ein Weib — ein Weib — jeder Nerv zitterte am Körper des Mannes.

Mit einem Satz stürzte er sich auf die ausschreiende Kleine zu, hob sie hoch empor mit zitternden Armen — rannte über die Wiese — stolperte — erreichte erschöpft den kleinen Wald —

Leise schlich die Dämmerung.

Noch immer schluchzte das Mädchen. Haltlos, verzweifelt. Corporal Willmers sah still, den Kopf auf die Hände gestützt. Scham und Reue waren in ihm. Vergeblich wehrte er die aufsteigenden Gedanken.

Sinnend, gequält, sah er auf das weinende Kind. — So alt würde nun auch sein kleines Schwesterchen sein. Ebenso blond, ebenso blauäugig. — Damals, als er ging, war sie wohl zwei Jahre alt geworden. Ging —? Gehen mußte. Noch vor dem Krieg. Als er noch Heinrich Darnhelm hieß — oben an der niederländischen Grenze, Angestellter einer Bank — — — Ach was. Das war ja alles längst vergessen — und tot —!

Leise, erstaunt über die eigene Sorgfalt, griff er nach dem mageren Arm des Mädchens.

„Wie heißt dein Vater —?“

Leiser, verhaltener wurde das Schluchzen.

„Vater ist schon lange tot.“

„Wo wohnst du —?“

Ohne Ungebuld wartete der Soldat, bis das Kind wieder sprach.

„Seit vierzehn Tagen wohnt Mutti im Dorf unten. — Zu Besuch —!“

Mutti. Welch' seltsamer Klang. — Wie ein altes, längst verklungenes Lied. Der Soldat vom Mleme regiment d'étrangers schüttelte sich.

„Wie heißt du Kleine —?“

Stodend kam die Antwort, und zwei verweinte Augen blickten schau in das sahle Gesicht des Mannes.

„Ely“ —

Ely? — Ach was. — Ein Zufall —

„Und weiter —?“ Wie hastig die Frage klang

Nun strahlte doch ein wenig kindlicher Stolz aus den blauen Augen der Kleinen.

„Ely Darnhelm . . . aus Cleve . . .!“

Die Zweige knackten unter den stehenden Schritten des Soldaten.

Spät, spät in der Nacht, als der Bahnwärter die Schranke für den fälligen Zug geschlossen hatte, kaufte ein Automobil — ohne Licht — im rasenden Tempo die Landstraße her. Knirschend stoppte es an der Barriere.

Mit bleichem Gesicht, zerzaustem Haar und unheimlich starren Augen lehnte ein Soldat darin. — Der deutsche Beamte schauerte zusammen. —

Leise knatterte der Motor. —

Fauchend, zischend brauste der Pariser D-Zug von Frankfurt kommend, vorüber. —

Mit einem Ruck sprang das Auto an, — die Schranke zersplitterte — ein Schrei — ein Krachen — Gellend freischnten die Bremsen an den Rädern. —

Der Zug hielt. —

Als man zurückeilte, fand man nur noch einen Klumpen zer-malmter Knochen — Blut und Schmutz. Und die rauchenden Trümmer eines französischen Militärautos.

Von der Fremdenlegion werden keine Verlustlisten ausgegeben.

*

Rund um die Kinderstube.

Hans-Erich (fünf Jahre) und Bifelotte (vier Jahre) stehen am Rande der Wiese und beobachten gespannt einen Storch, der nicht weit von ihnen die Gräben entlang fliegt.

Mit einem Male fängt das Vogelvieh gewaltig zu klappern an. Bifelotte rennt ängstlich davon und ruft dem Hans-Erich zu: „Kommt, er kann uns leicht ins Bein beißen!“

Doch der mutige Hans-Erich bleibt ruhig stehen und sagt nur: „Uns Männern tut er nichts!“

Die Lehrerin nimmt mit den Kindern in der Naturgeschichte den Storch durch. Zum Schluß sagt sie: „Nun schreibt zu Hause alles hübsch auf, was ihr vom Storch behalten habt.“ Da erhebt Gretchen den Finger. „Nun, was willst du noch fragen?“ — „Ach Fräulein, es gibt doch keinen Storch.“

„Wann bist du geboren?“ fragt der Lehrer einen kleinen ABC-Schützen. „Ich bin gar nicht geboren, Herr Lehrer, ich habe eine Stiefmutter!“

Das früheste Märgchen geht man dem Kinderfräulein spazieren. Da gewahrt man einen Storch. „Das ist der Vogel, der die kleinen Kinder ins Haus bringt,“ erklärt das Kinderfräulein.

„So,“ sagt Märgchen zweifelnd, „aber warum heiraten denn die Leute?“

Der zehnjährige Karl und seine jüngeren Kameraden umstehen einen Korb, in dem sich eine Kacke mit ihren Jungen befindet. Karl erklärt mit Ueberlegenheit: „Die kleinen sind aus der großen herausgekommen.“

Dem widerspricht aber der sechsjährige Kurt energisch, indem er sagt: „Mensch, Mäuse frißt sie und Kacke sollen herauskommen, das glaubst du doch wohl selber nicht.“

Die kleine Renate ist fünf Jahre alt. Sie weilt im Sommer bei ihrem Großvater auf dem Lande. Der böse Opa hat der Kackemutter ihre Jungen fortgenommen. Sie jammert und miaut nun ganz kläglich nach ihnen. Renate streichelt sie voll Mitleid und spricht so recht tröstlich: „Ja, ja, sei nur still, dir wachsen ja wieder welche.“

Karlchen besucht seine unverheiratete Tante: „Tante, hast du denn gar keine Kinder?“ — „Nein, mein Karlchen, kein einziges!“ — „Aber nicht wahr, bestellt hast du schon welche?“

Die Mutter des fünfjährigen Hans-Jürgen beklagt sich bitter über seine kleinen Ungezogenheiten, worauf Hans-Jürgen prompt erwidert: „Ja, warum habt Ihr mich nur in die Welt gesetzt, wenn Euch nichts recht ist, was ich tue!“



Die Lehrerin setzt den Kindern in der Religionsstunde auseinander, daß sie stets Böses mit Gutem vergelten müßte. Sie will ihnen das durch Beispiele klar machen. „Seht einmal, Kinder, wenn der Fritz eines Tages die kleine Lotte schlägt, würdet ihr da es nicht sehr schön von Lotte finden, wenn sie am andern Tage Fritz einen Apfel schenkte? Mir scheint, damit würde sie wirklich Böses mit Gutem vergelten.“

Lotte meldet sich: „Das würde ich nicht tun, Fräulein, denn dann würde Fritz mich nur wieder prügeln, um noch einen zweiten Apfel zu bekommen.“

Mama ist sehr unzufrieden mit ihrem kleinen Mädchen. „Nein, weißt du, Lilli, wenn das so weiter geht mit deiner Ungezogenheit, dann bleib mir nichts weiter übrig, als mir für dich ein liebes kleines Mädchen einzutauschen, das seiner Mutter Freude macht. Dann kannst du anderswo hingehen.“ Lilli ist garnicht erschrocken. „Das wird nicht gehen, Mutti,“ meint sie ernsthaft. — Als die Mutter ein sehr verblüfftes Gesicht macht, erklärt ihr die kleine Weisheit, warum das nicht gehen wird. „Siehst du, Mutti, das geht nicht, denn so dumm wird niemand sein, daß er ein gutes, artiges Kind hergibt, wenn er ein ungezogenes dafür wiederbekommt.“

Zwo Geschöpfe Gottes.

Da ist Frau Sabine. Ihr Gemahl hat ein großes Geschäft in der Konfektion und zahlt die elendesten Löhne für seine vielen Heimarbeiterinnen. Das geht aber Frau Sabine nichts an. Denn sie bekümmert sich überhaupt nicht um das Geschäft. Sie weiß nur dunkel, daß von dortüber das Geld kommt. Von Geld mag sie aber Näheres gar nicht wissen, denn Geld ist viel zu gering, um lange bedacht zu werden. Und das ist eine wundervolle, vornehme Art an Frau Sabine. Sie steht hoch über dem Schmutz. Ihr Leib ist weiß und zart, aber ihre Seele ist noch dreimal weißer. Entzückend ist ihr Geschmack, Blumen in die Vase zu ordnen und den Stil des Hauses zu bestimmen. Sie vergöttert die Kunst, sie liebt die Anmut und verträgt keinen Lärm. Sie stiehlt nicht und nimmt keine häßlichen Worte in den Mund. Gegen ihre Dienstboten ist sie bei aller Strenge gerecht und freundlich.

Gott segne sie!

Und das tut er auch.

Da ist nun aber Marie. Sie näht Mäntel für die große Firma, sie besorgt die Arbeit zu Hause und ist froh, daß sie immer Arbeit bekommt. Ihre Mutter lebt von ihr und die Tage und die Nächte gehen dahin und wenn das Jahr herum ist, dann weiß sie nicht, wie das so gekommen ist. Denn was war in diesem Jahre? Mäntel! Mäntel! Mäntel! Marie sagt: „Mäntelnähen, Geldeinteilen, etwas Sonne im Sommer — das ist das Leben!“

Marie ist etwas krumm, sie ist immer müde, im Geschäft wird das Gebrachte und das Geholte stets kontrolliert, denn solche Mädchen sind oftmals unehrlich. Sie scheuen sich gar nicht, die Seele mit Schmutz zu besudeln. Es ist gar kein Vergleich zwischen Marie und Sabine. Schon der bloße Gedanke beleidigt.

Und die Firma verdient am Stück soundsoviel Mark und soundsoviel Pfennig.

Aber dieser Gedanke beleidigt gar nicht. L u r e z.

Radiofilm, eine neue Erfindung Edisons.

Wie aus amerikanischen Berichten zu entnehmen ist, arbeitet Edison, der greise Erfinder so vieler technischer Wunderwerke, der Zauberer vom Menlo-Park, wie ihn der Volksmund getauft, an einer neuen, weittragenden Erfindung. Edison beschäftigt sich nämlich damit, eine gemeinsame Uebermittlung von Licht- und Schallwellen zu erzielen, was ja auch anderen Erfindern, wenn auch in unvollkommener Weise, bereits geglückt ist. Nun wird berichtet, daß die Versuche, die von Edison in allerStille und unter absoluter Geheimhaltung seines Verfahrens gemacht wurden, tatsächlich von Erfolg gekrönt sind.

Es handelt sich dabei um Uebertragungen aus der New-Yorker Oper, wobei man neben der musikalischen Uebertragung gleichzeitig das Spiel der Anwesenden in einem Spiegel, der an dem Nöhrenapparat befestigt ist, verfolgen konnte. Die wenigen, zu den Versuchen zugelassenen Gäste erklären, daß die Erfindung völlig umgestaltend auf dem Gebiete des Radiowesens wirken werde. Edison selbst hält noch einige Verbesserungen an den Apparaten für not-

wendig, bevor er sie der Öffentlichkeit übergibt. Auch hält er es für möglich, die vorläufig recht hohen Kosten zu senken, wenn es gelänge, für die Füllung der Röhren ein billigeres Material zu verwenden als ihm gegenwärtig zur Verfügung stehe. In etwa drei Monaten soll die neue Erfindung der Öffentlichkeit übergeben werden, die sicher dazu beitragen dürfte, die Zahl der Rundfunkanhänger erheblich zu vermehren.

Humor

Logik.

Neulich fuhr ich mit Kossi, meinem jungen Wolfshund, zum erstenmal auf der Wiener Stadtbahn. Kossi schnüffelte wohl neugierig hierhin und dorthin, aber er bellte nicht und benahm sich sehr brav und bescheiden.

„A siab's Hunderl, a schön's Hunderl,“ sagte mein Plattformnachbar, so ein richtiger Wiener vom alten Schlag, „aber, net wahr, der is no sehr jung?“

„Dreiviertel Jahr!“

„Und is er schon zimmerrein?“

„Ehrlich g'lagt — nicht ganz!“ gestand ich freimütig.

„Sehen S', dös hab' i m'r glei' denkt,“ nickte mein guter Landsmann befriedigt, „denn z'wegn was hätt' er m'r denn sunst meine ganzen Schuch an'pißt?“ (Simplizissimus.)

Amerikanisches.

Ein Vogelliebhaber in Südkalifornien verwendete großen Eifer darauf, eine Kreuzung zwischen Brieftaube und Papagei zu züchten. Als man ihn fragte, was eigentlich der Zweck dieser seltsamen Bemühung sei, gab er zur Antwort: „Brieftauben verirren sich oft; ich will erreichen, daß sie in solchen Fällen nach dem richtigen Weg fragen können.“ (Simpl.)

In Ottawa in Kanada findet zurzeit ein Weltrekord für Geflügelzucht statt, auf dem eine große Anzahl der besten Begehnen, unter anderen auch die „Weltrekord-Henne“ zu sehen ist, die im Jahre 351 Eier legt und mit 10 000 Dollar versichert ist. — Der einzige Weltkongreß, auf dem nicht nur gegaggert wird. (Jugend.)

In einem Vorstadtkino wird ein amerikanisches Lustspiel vorgeführt. Als eine Szene auf der Leinwand erscheint, wo sich ein junges Ehepaar in einen Pjama gekleidet zu Bett legt, knurrt eine tiefe Stimme in den vordersten Reihen: „Was haben die Amerikaner eigentlich von ihrem Leben: den ganzen Tag trinken sie keinen Alkohol, und wenn sie mit der Frau zu Bett gehen, dann ziehen sie vorher Bügen an.“ (Simpl.)

Sie gefällt ihm.



„Weißt Du, was mir an dieser Frau gefällt?“

„Daß ich sie nicht geheiratet habe.“

